

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

[urn:nbn:de:gbv:45:1-61740](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-61740)

# Der Beobachter.

## Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede  $\frac{1}{2}$  Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährlich 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

II. Jahrgang.

Dienstag, den 26. August 1845.

N<sup>o</sup>. 68.

### Ein Frühlingslied.

An die Profaischen.

Raum hat des Lenzes erster Hauch  
Die Mutter Erde wach gewecket,  
Da sprießet es und grünt es auch,  
Wo irgend nur ein Gräschen steht.

Des neu belebten Waches Saum  
Bekränzet sich mit jungen Moosen,  
Und frische Blättlein treibt der Baum,  
Drauf munt're Vögel zwitschernd kosen.

Es schießt und sprießt das Weingerank,  
Des Pfahles Gipfel zu erklettern,  
Zum Himmel auf tönt froher Klang,  
Vom Himmel nieder Lerchen-Schmetterern.

Es dringt auch in des Dichters Brust  
Des Lenzes ewig neues Keimen,  
Und seines Herzens Frühlingsluft,  
Er haucht sie selig aus in Reimen.

Ihr sagt: »Wozu das alte Lied,  
Das abgespielte Frühlingsleien?!«  
Ei, seid Ihr denn des Frühlings müd',  
Den selbst im Sumpf die Frösche feiern?

Habt Ihr Euch je darob beschwert,  
Daß all die Quellen murmelnd springen,  
Habt jemals Ihr nicht gern gehört  
Des neu erwachten Waldes Klingen?

Ei, war Euch jemals denn nicht recht  
Der Nachtigallenlieder Schallen?  
Und dennoch schweigen sollen, spricht,  
Allein die Menschennachtigallen? —

Nein, wahrlich nein! Und wenn Ihr auch  
Missfällig schnalzet mit den Zungen;

Bei jedes neuen Frühlingshauch  
Wird wieder er von mir besungen.

Mag immerhin Euch Kartenspiel  
Bei'm Glase Biere mehr behagen;  
Sei immer Eures Denkens Ziel,  
Was heuer mag der Rocken tragen;

Ob gut das Grummetgras wohl steht,  
Wie viel es Heu giebt in die Scheuer;  
Und, wenn Ihr Schafe weiden seht,  
Ob dieses Jahr die Wolle theuer. —

So mögt Ihr thun. — Ich lag're mich  
Auf schatt'ger Bank am Gartenhage,  
Und freue mich herzlichlich  
Am Waldesgrün und Lerchenschlage.

Und singe, was durch's Herz mir weht  
Laut in die Luft mit frohem Munde. —  
Das ist des Dichters Lenzgebet,  
Das eine heil'ge, sel'ge Stunde.

Dann lieget er vor seinem Gott,  
Erfüllt von Hoffnung, Liebe, Glauben,  
Sagt, wollet Ihr mit leichtem Spott  
Dem Dichter seine Kirche rauben? —

Hans Albus.

### Der Major in tausend Aengsten.

Unweit des Städtchens Pr. H\*\*\* liegt ein schönes Rittergut, dessen Besitzer der ehemalige Rittmeister Graf Oskar v. K. ist. Ein Mann noch in seinen besten Jahren, voll der heitersten Laune, hatte er dieses Gut schon seit längerer Zeit zum Tummelplatz der ungetheiltesten Freude gemacht; jeder Fremde wurde von ihm auf das Beste bewirthet, und so



fugte es sich, daß es seinem Hause nie, besonders in der Sommerzeit, an Freunden und Bekannten mangelte. Zu diesen Bekannten gehörte auch der Studiosus Hermann W., ein Bürschchen von einigen zwanzig Jahren, immer froh und lustig, heiter und fidel, der auch in den Ferien dieses Gut zu seinem Aufenthalt zu machen beschloß. Er reiste hin, wurde freundlich von dem Rittmeister empfangen, und lebte nun einige Tage schon auf dem Gute in fortwährenden Vergnügungen, als der Major von C., ein Jugendfreund des Rittmeisters, aus K—g, gleichfalls um sich von seinen Anstrengungen zu erholen, dorthin kam. Da das Wohnhaus des Rittmeisters etwas beschränkt war, so traf es sich, daß dieser neue Ankömmling die Stube mit Hermann theilen mußte, was diesem gerade nicht unangenehm schien, da der Major nicht einer von jenen gewöhnlichen Kamaschen-Rittern war, sondern vielmehr ein echter Lebemann, der wohl verstand, sich und Andern die Zeit so angenehm wie möglich zu machen. Es wurde daher dem Bruder Studio durch die Ankunft des Majors der Aufenthalt auf dem Gute bedeutend verschönert, und er beschloß deshalb noch einige Zeit länger als er sich vorgenommen hatte, daselbst zu verweilen. Gleich am ersten Tage wurde eine Fahrt nach dem nahegelegenen Städtchen Pr. H\*\*\* unternommen, und spät Abends kehrte man froher Laune nach dem Gute zurück und legte sich bald ermüdet zu Bette. Kurze Zeit war vergangen, alles lag tief in den Armen Morpheus versunken, als der Major durch heftiges Stöhnen erweckt wurde, er suchte die Ursache des Geräusches zu erforschen und sah, daß Hermann, dessen Bett sich nur einige Schritte von dem seinigem befand, heftig mit den Händen um sich schlug, stark röchelte und mit den Zähnen knirschte, — Hermann hatte nämlich alle diese Untugenden zu den Gefährten seines Schlafes gemacht, die aber weiter nichts Krankhaftes bei ihm bedeuteten. — Der Major, der festen Meinung, sein Schlafkamerad wäre plötzlich von einer Krankheit überfallen worden, stand auf, um Hülfe zu leisten, und da er Hermann noch im tiefsten Schlafe fand, suchte er ihn zu wecken; wie dieses aber nicht sofort gelang, so fing er an, seine Hände und Füße zu reiben, in dem Wahne, daß Hermann von Krämpfen, die Vorboten der Cholera, die in damaliger Zeit besonders stark herrschte, befallen sei. Durch das starke Reiben gelang es ihm endlich, seinen Zweck zu erreichen, Hermann erwachte, aber von Schlaftrunkenheit befangen,

glaubte er, es hätten Räuber ihn überfallen, griff daher nach dem nahestehenden Stiefelknecht und schleuderte denselben nach dem Kopfe des Majors, der glücklicherweise diesem Wurfgeschosse ausbog, das dann ziellos durch die Fensterscheiben fuhr. Der Major, in tausend Aengsten, und im Glauben, die Krämpfe hätten so sehr überhand genommen, lief hinaus, um die Domestiken im Hause zu wecken und die gehörigen Maßregeln zur Linderung der Schmerzen des Kranken zu treffen, verfehlte aber den rechten Ausgang und eilte in das Zimmer der Mutter des Rittmeisters. Diese Frau bewohnte nämlich ein einsames Stübchen, welches nach dem Garten des Hauses hinausging, und war schon seit mehreren Jahren in einen stillen Wahnsinn verfallen, der seine Ursache aus einer unglücklichen Liebe, die sie zu dem Prinzen Heinrich hegte, geschöpft hatte; sie stand gewöhnlich gegen 12 Uhr auf, läutete eine Glocke, die an dem Fenster befestigt war, und meinte damit ihren Geliebten, den sie immer in ihrer Nähe glaubte, von ihrer Liebe zu avertiren, ging zuweilen auch in den Garten hinunter, legte einen zärtlichen Liebesbrief an den Prinzen auf einen der Gartentische und holte denselben nach einiger Zeit wiederum ab, in dem Wahne, Prinz Heinrich hätte ihn gelesen; eben war sie nun mit dem Läuten der Glocke beschäftigt, als der Major unbewußt in's Zimmer stürzte. Die unglückliche Frau eilte ihm entgegen, fiel ihm um den Hals mit dem Ausrufe: „Mein Heinrich! mein Heinrich! bist Du endlich erschienen!“ Der Major, aus der Scylla in die Charybdis gerathen, wußte nicht, was ihm begegnete und warum das Schicksal ihn zum geliebten Heinrich gemacht hatte, suchte sich, so gut es anging, aus ihren Armen zu winden und stürzte die Treppe zu seinem Freunde hinunter. Dieser hatte aber auch schon den Lärm vernommen und war im Begriff, eben die Thür zu öffnen, als der Major ihm entgegentrat. Kurz von ihm mit der Ursache seines nächtlichen Erscheinens bekannt gemacht, ließ man sogleich Thee für den Kranken bereiten. Hermann hatte unterdessen auch schon das Bett verlassen, um zu sehen, was im Hause vorging, als man mit einer großen Theekanne und heißen Krucken beladen in sein Zimmer trat und ihn nöthigte, von diesen Medikamenten sofort Gebrauch zu machen, da er bedeutend krank sei. Hermann glaubte, man wolle mit ihm scherzen, da aber der gute Major ihm versicherte, daß er im Schlafe von Krämpfen befallen wäre, lachte der Bruder Studio laut auf und erklärte den besorgten

Leuten die Ursache seiner vermeintlichen Krämpfe, worüber denn die Gesellschaft befriedigt, sich unter frohem Lachen zu Bette legte, und andern Tages sich noch herzlich über die Besorgniß des Majors und sein Abenteuer mit der Wahnsinnigen freute, der an der Sache auch weiter keinen Anstoß nahm und diesen Schwank öfters noch seinen Freunden und Bekannten zum Besten gab; wie ich denn hiermit dasselbe für die geeigneten Leser thue, denn für ungeneigte schreibe ich nicht.

Titto v. d. Höhe.

### Volkshildung.

Alles hat seine Zeit, sagt das Sprüchwort, und die Zeit hat, wenn nicht Alles, doch Vieles, was eben nur eine Zeitlang dauert. Unsere Zeit aber ist die der Vereine, und diese waren in Deutschland zu keiner Zeit wohl mehr in der Mode, als gerade jetzt. Oldenburg ist in der Vereinsucht nicht allein nicht zurückgeblieben, sondern es überragt in dieser Beziehung fast alle übrigen Städte Deutschlands, und es hat wirklich den Anschein, als könne es ohne diese Vereinelei fernhin nicht glücklich sein. Wir haben jetzt wohl sieben Gesangsvereine, einen Suppenverein, Kunstverein, Sträf- lings-Besserungs-Verein, literarischen Verein, Mäßigkeitsverein, Dombauverein, Quartettverein, wohl ein halbes Duzend Lesevereine, einen Volkshildungsverein u. u. Kaum ist ein Verein fertig, so wird schon wieder an einem andern gebaut. Jetzt eben hat man das Gerüst zu einem Rettungsverein bei Feuersgefahr aufgebaut. Da sollte man doch denken, die Intelligenz müßte mit dem Himmel zusammenwachsen.

Kommt nun so ein neuer Verein in Vorschlag, gleich giebt es Schwärmer, die nichts Eiligeres zu thun haben, als diesen neuen Verein dringendst zu empfehlen; vielleicht wirft's ein Pöstchen ab. Dabei ist das zweite Wort: des freien Englands Glück durch Vereine. — Worin besteht aber das Glück dieses freien Englands? — Daß Tausende dort jährlich Hungers sterben, Tausende in Böhern wohnen müssen, wo sie vom Ungeziefer halb aufgefressen werden, und wieder Tausende familienweise, Mann und Frau mit einem halb Duzend Kindern und zuweilen noch Großeltern in ein und demselben Dachbehälter von zehn bis zwölf Fuß Quadrat beisammen wohnen — und Troß dem noch immer von den besitzenden Klassen auf gesetzlichem Wege ausgebeutet werden? Ist es da zu viel gesagt, wenn man dieses England das Land des Egoismus und der Herz-

losigkeit, des höchsten Reichthums und der kläglichsten Armuth nennt? Das Volk hat vermöge seines niedern Standpunktes keinen Antheil an den erzwungenen Institutionen — natürlich weil es nur so viel besitzt, um das erbärmliche Leben heute noch zu fristen, morgen erspart ihm dies vielleicht der mitleidige Tod. Nur der Besizende genießt alle jene gepriesenen Vortheile. Kein Wunder also, daß auch unsern Besizenden nach jener englischen, goldenen Freiheit gellüstet.

In Deutschland ist es Gott Lob noch nicht so weit gekommen und vor Allem bei uns noch nicht; aber — die Vereine zeigen uns den Weg dahin. Lächerlich ist es daher im höchsten Grade, wenn man behauptet, daß die menschliche Gesellschaft durch Vereine noch enger verbunden werden könnte — im Gegentheil werden dadurch Menschen und Stände noch mehr von einander getrennt, wenn wirklich noch einiger Halt unter ihnen ist. Das Lösungswort der Vereinsüchtigen ist: der Ständeunterschied soll schwinden — sie sehen aber in ihrer Blindheit nicht, das sie eben den unseligen Kastengeist mit Gewalt befördern und ihre geringeren Mitmenschen, die solchen Vereinen nicht beitreten können oder wollen, immer mehr von sich entfernen. —

Nehmen wir z. B. die Volkshildungsvereine, — wir sind nicht der Meinung, daß diese etwas Bedeutendes zu wirken im Stande sind; und was wollen sie auch wirken? Sie halten ihre Versammlungen, wo sie präsidiren, deliberiren, moderiren, ratifiziren, retraktiren, räsonniren, sich erschöpfen, alteriren und so lange iren bis sie sich endlich retiriren. Die Mehrzahl bei solchen Versammlungen hat gewöhnlich nur  $\frac{1}{64}$  Stimme. Alles zusammen genommen ist doch nur leeres Wortgepränge, und wäre es besser, wenn diejenigen, welche sich für des Volkes Wohl interessieren, die Besizenden veranlaßten, ihre Arbeiter, wie es hier und da geschieht, hinsichtlich ihres Lohnes nicht bis auf's Neueste zu drücken, sondern sie so zu stellen, daß sie, wenn nicht grade überflüssig, doch auch nicht kümmerlich zu leben hätten; wie kann der Mensch an etwas Edles denken, wenn ihn Nahrungsorgen drücken! —

Auch sollten alle Herrschaften — die verständigern thun es schon und stehen sich gut dabei — bei Annahme ihrer Domestiken denjenigen immer den Vorzug geben, welche lesen und schreiben können, das würde die Wirkung haben, daß Eltern ihre Kinder frühzeitig zu diesen Dingen anhielten, und man würde dann mehr brauchbare und in ihrer Art gebildete Diensthoten finden. Aber — sollte man es glauben — es giebt sogar Leute, die das Schreiben bei Diensthoten für überflüssig, ja für schädlich halten. — Ja, ja, es könnte allerdings

für diese Art Leute unangenehm sein — man könnte ihnen zu Klug werden.

Mit Bestimmtheit behaupten wir aber, daß Niemand mehr im Stande ist, das Volk zu heben und zu bilden, als der Staat. Dieser lasse sich vor allen Dingen angelegen sein, tüchtige Lehrer zu bilden und diese in ihrer Stellung so zu besolden, daß sie nicht genöthigt sind, außer ihren gewöhnlichen Lehrstunden noch als Schreiber, Rechnungsfeller, Postspeditours u. c. zu fungiren, sondern ihren Studien obliegen können, wie es an höheren Schulen ja auch der Fall ist. Warum dies nicht auch bei den Volksschullehrern? Sind diese vielleicht eine geringere Sorte, oder verdient das Volk nicht, daß man ihm verhältnißmäßig eben so viel Sorgfalt zuwendet, wie den höhern Ständen? —

Um aber tüchtige Lehrer zu erhalten, dürfen unsers Erachtens nicht Jünglinge von 15 Jahren in das Seminar eintreten, vielmehr müssen solche wenigstens das 17. Jahr zurückgelegt, die gehörigen Vorstudien gemacht und reichlich überdacht haben, welch hohem und wichtigem Beruf sie ihr Leben zu widmen gedenken. Dabei darf es aber sein Bewenden noch nicht haben; es dürfen die verschiedenen Lehrfächer nicht momentan besetzt sein, am allerwenigsten aber darf ein solches ganz ausfallen. Wenn man den neugebauten Seminarpalast ansieht, so wird unwillkürlich der Gedanke in einem rege, daß es in dem neuen Hause wohl besser um das Lehramt stehen werde, als in dem alten.

Hat nun der Staat und später der Lehrer einen guten Grund bei dem Volke gelegt (nur dieses sollte sich jeder Lehrer zur Aufgabe seines Lebens machen), dann sind Volks- oder Gemeindebibliotheken am Plage; dann werden Volkschriften das Ihrige thun; sie werden dann mit Einsicht gelesen werden können und gewiß reichliche Früchte tragen; der Boden muß nur erst kultivirt werden. — Zweckmäßig abgefaßte Volksbücher, die nützliche Wahrheiten auf eine ansprechende, verständliche Weise mittheilen, sind auf das Volk von großem Einflusse; sie geben ihm für seine Mußestunden eine edle Beschäftigung, gewöhnen dasselbe an höhere Freuden, als die Sinnenlust darbietet, erheben seinen Blick über die enge Sphäre seines Berufes, erwecken seine Theilnahme für bürgerliche und kirchliche Interessen, üben seinen Verstand, wecken seinen Scharfsinn und setzen es so in den Stand, sich in den verschiedensten Lagen des Lebens zu helfen, das Unrechte und Gefährliche mancher Gewohnheiten, Thorheiten, Laster u. c. zu erkennen. Sie machen mit einem Worte das Volk mündig.

Die Volksbildung geht aber nicht von künstlich zusammengefügten Vereinen aus, sondern Geselligkeit und Humanität muß hier das Lösungswort sein, und nur diese Weiden, wenn sie Hand in Hand gehen,

sind im Stande, die Menschen wahrhaft zu verbinden und einem schönen Ziele zuzuführen.

Ein Volksfreund.

### M o h r e i t.

Am Sonntage den 10. d. M. Abends wurde zu Mansie (Kirchspiel Westerstede) ein Wirth nebst seiner Frau im eigenen Hause von zwei branntweinbegeisterten Subjekten überfallen. Den beiden Ersteren war, um einem langgenährten Grolle Luft zu machen, eine tüchtige Lektion zugedacht, und wäre nicht zufällig Hülfe in der Nähe gewesen, so hätte dieser Lusttritt sicher einen tragischen Ausgang genommen. Der schlimmste der beiden Malefizanten wurde, weil er noch dazu gefährliche Drohungen ausgestoßen haben soll, am andern Tage gefänglich eingezogen und dann beiden der Prozeß gemacht.

Als ich diesen Vorfall, welchen mir der betreffende Wirth mittheilte, meinem Nachbar erzählte, erwiderte er: da stehen die Mansier mit den Zetelern so ziemlich in einer Kategorie, denn in Zetel ergab sich einige Tage später ein ähnlicher Fall:

Zwei Nachbarn in der Nähe der Kirche kamen in Wortwechsel, welcher bald in eine blutige Balgerei überging, wobei der Eine, Angesichts von wenigstens hundert Zuschauern, eine besondere Fertigkeit in Handhabung eines Besenstiels gezeigt und Kopf und Gesicht des Andern gar unkenntlich gemacht haben soll.

Solche Subjekte sind der Bearbeitung des „Vereins für Volksbildung“ dringend zu empfehlen. L.

### Brandunglück.

Auf dem v. Lügow'schen Gute Lethe sollen am 19. d. M. nebst einem Wirthschaftsgebäude einige Scheunen mit etwa viertheilshundert Fuder Roken und achtzig Drhosi Branntwein abgebrannt sein. Den Roken hätte man freilich lieber in den Händen Bedürftiger gesehen, als durch das Feuer verzehrt; über den Verlust des Branntweins wird der Mäßigkeitsverein trauern.

Die Ursache des Brandes will man der Selbstentzündung entweder des noch zu feuchten Strohes oder dem noch zu starken Hitzegrade der vielleicht nicht ganz trockenen Fruchtkörner zuschreiben. Und wenn auch nur eins davon anzunehmen ist, so muß es den Landleuten ein warnendes Beispiel sein, ihre Frucht bei der jetzt so feuchten Witterung nicht eher fest in die Scheunen zu legen, am allerwenigsten aber auf die Hausböden zu bringen, bis Stroh und Körner gehörig trocken sind. — Gegen die Selbstentzündung soll das folgende Mittel anzuwenden sein: Man stellt einen vollgestopften Sack auf die Mitte des Bodens und legt den Schober rund um den Sack an. Hat nun der Schober die Höhe des Sackes erreicht, so zieht man diesen in die Höhe und baut so lange an dem Schober fort, als es nöthig und zieht endlich den Sack ganz heraus. Die nun bleibende Höhlung unterhält dann die Zirkulation der Luft im Innern des Schobers und verhindert die Selbstentzündung.

# Der Beobachter.

## Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede 1/2 Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährl. 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

II. Jahrgang.

Freitag, den 29. August 1845.

№ 69.

### Bemerkungen zu „Sonst und Jetzt“.

Herr rd. beginnt seinen Ausfall, oder vielmehr seinen Einfall in die Melodie der Herren Ham, Sem und Konsorten, mit einer Unwahrheit, indem er sagt, daß die von ihm gerügten Konzessionsvertheilungen an Unbeikömmliche auffallend neu seien und man früher von ähnlichen Vorkommnissen nicht gehört habe. Dies ist sonderbar, wenn man nicht in diesen Eingangsworten eine völlig gedankenlose Redefloskel erblicken will, einen Mangel an Einsicht und Nachdenken, wie solcher aus allen Fugen jenes Aufsatzes hervorleuchtet. Es läßt sich in der That nicht begreifen, weshalb rd. sein Kind mit einem solchen Bigengesicht in die Welt schickt; unfaire hätte demselben die Physiognomie der reinen Wahrheit viel besser gestanden. Wäre rd. dieser treu geblieben, so hätte er das, was er gerügt hat, richtiger als einer frühern Zeit angehörig bezeichnen und so versuchen mögen, die etwa unpassenden Formen der Vorzeit und das, was davon noch an uns klebt, durch die bessere Theorie der Gegenwart zu verdrängen.

Ein Fall, wie ihn Ham behauptet und „Jagdgeschichte“ genannt hat, die „Stempelung“ eines Bauers und bald eines Gastwirths zu Kaufleuten, der einem Kaufmann verweigerte Konsens zur Handlung und das einem solchen angehängte Scheltwort „Bäckermeister“ ic.: alles das sind Dinge, die so alt sind und sich so oft wiederholen, daß Herr rd. mit einer wunderlichen Anschauungsweise begabt sein muß, wenn er darin etwas auffallend Neues erblickt. Oder gehört derselbe zu Jenen, die alles Neue verabscheuen, weil es neu ist und bei Ereignissen, die sie nicht begreifen oder die ihnen nicht gefallen, ihrem bedrängten Herzen Luft machen, indem sie ihren Nachbarn schleunigst das „unerhörte Neue“ verkündigen?

Um sodann die von Herrn rd. besprochene Sache näher zu berühren, so kann das, was derselbe über

geheime Vermittelungen, über die Gemeinde-Ordnung, Befugnisse und angebliche Uebergehung des Ausschusses gesagt hat, nicht speziell von mir angefochten werden, da ich die konkreten Fälle nicht kenne, diese aber allein durch ihre jedesmaligen subjektiven Gründe und Rücksichten gehörig beleuchtet werden können.

Im Allgemeinen scheint es auch mir billig zu sein, daß, wo es sich um Ertheilung einer Konzession handelt, der Beamte, entscheide er selbst oder habe er seine Ansicht der höhern Behörde zu berichten, den Kirchspielsausschuß darüber höre — aber ist dies in der Gemeinde-Ordnung vorgeschrieben? — Die Behörde, welche konzessioniren kann, muß ihre Grundsätze haben, wie weit sie die Gewerbefreiheit einschränken oder ausdehnen will; sie muß auch die Wege wissen, auf welchen sie zu der entsprechenden Ueberzeugung gelangen kann. Die Zuziehung des Ausschusses scheint mir, wie gesagt, billig, erachtet aber der gerechte und unparteiische Beamte eine solche überflüssig, so scheint mir nichts Ungewöhnliches in der Unterlassung einer Maßregel zu liegen, die ihm (dem Beamten) nicht zur Pflicht gemacht worden ist. Herr rd. scheint das größte Gewicht bei Ertheilung von Konzessionen auf den Ausschuß zu legen, aber er würde nicht so räsonnirt haben, wenn er bedacht hätte, daß auch dessen Ansichten sehr oft nur subjektive oder solche sind, in die sich so äußerst leicht Persönlichkeiten mischen.

„Der Bauer bleibe Bauer, der Färber — Färber und der Kaufmann lasse sich nicht einfallen, Bäckermeister zu werden.“ — War das Ihr Ernst, Herr rd., als Sie diese Worte hinschrieben? oder wollten Sie mit heißender Ironie das Schicksal anklagen, daß es — etwa den Schuster nicht immer bei seinem Leisten läßt? Nein, nicht einmal das glaube ich. In gedankenloser, verworrener Weltanschauung haben Sie diese höhrenden Worte aus dem Reiche der Unmöglichkeit gerissen und